



VW-Manager Goeudevert: Die Konkurrenz überrascht

Anlauf des neuen Autos besonders sorgsam geplant. Schon die ersten Fahrzeuge, die aus der Fabrik kommen, sollen den hohen Qualitätsstandard des Vorgängers erreichen. Hahn weiß: Wenn der Absatz des Golf einmal einbricht, kommt der Konzern in Schwierigkeiten.

Rund 2,5 Milliarden Mark haben die Wolfsburger in die Entwicklung des Wagens und die Modernisierung der Produktionsanlagen investiert. Der neue Golf soll den Insassen mehr Sicherheit bieten, und er soll, vor allem, billiger zu produzieren sein als der Vorgänger.

VW drückt im Vergleich zur Konkurrenz eine viel zu hohe Kostenlast. In einer internen Analyse gesteht der Volkswagen-Vorstand ein, daß die Konkurrenten günstiger produzieren: Das Unternehmen liege 1990 „mit circa 23 Prozent Produktivitätsnachteil im europäischen Wettbewerbsumfeld“.

Der Modellwechsel ist die Chance, einen Teil des Rückstands aufzuholen. Schon bei der Entwicklung wurde darauf geachtet, daß der neue Golf mit möglichst geringem Aufwand herzustellen ist. Die Zahl der Einzelteile, aus denen der Wagen besteht, wurde drastisch verringert. Das erleichtert die Montage, spart Zeit und verbessert die Qualität.

Das neue Auto zeichnet sich zudem durch eine ganz besondere Eigenschaft aus: Der Golf läßt sich nicht nur leichter zusammenbauen als sein Vorgänger, er läßt sich auch einfacher wieder in seine Einzelteile zerlegen. Der Konzern bietet seinen Kunden in Deutschland als erster Hersteller eine Rücknahmegarantie. Volkswagen nimmt schrottreife

Golf kostenlos ab, zerlegt sie und sorgt dafür, daß möglichst viele Teile wieder verwertet werden können.

Volkswagen soll mit dieser Aktion endlich vom schlimmen Image befreit werden, für den Umweltschutz nicht viel übrig zu haben. Nachdem Opel als erster Massenhersteller seine Wagen serienmäßig mit Katalysator ausrustete, spielt nun erstmals VW den Vorreiter in Sachen Umweltschutz.

Der zuständige Bonner Minister Klaus Töpfer drängt die Autoindustrie seit einiger Zeit, sich um das Recycling von Schrottfahrzeugen zu kümmern. Die meisten Hersteller bemühen sich zwar, in Versuchsanlagen alte Fahrzeuge auseinanderzunehmen und die Einzelteile wieder zu verwerten. Vor einer Rücknahmegarantie schreckten sie aber zurück – die Aktion kostet den Hersteller eine Menge Geld.

Daniel Goeudevert, verantwortlicher Vorstand für die Marke VW, ist aber sicher, daß sich die Investition lohnt. Umweltschutz, sagt der Franzose, ist ein Verkaufsargument.

Die Volkswagen-Konkurrenz wurde von diesem Vorstoß völlig überrascht. Opel hatte einige Wochen zuvor seinen Kadett-Nachfolger Astra vorgestellt – ohne Rücknahmegarantie. Nun mochten die Rüsselsheimer nicht hinter VW zurückstehen und erklärten sich, einen Tag nach Volkswagen, ebenfalls bereit, alle Schrottautos vom Typ Astra kostenlos zurückzunehmen.

Der Wettbewerb zwischen VW und Opel dreht sich nicht mehr ausschließlich um PS und Zylinder, es geht auch um Umweltschutz. Keiner der beiden Hersteller kann es sich leisten, umweltbewußte Kunden zu verärgern.

Das Volkswagen-Werk muß für seinen neuen Golf noch mehr Käufer als für den Vorgänger finden. Der Wagen soll in einigen Jahren auch in Mosel bei Zwickau produziert werden. Die Gesamtkapazität für den Golf steigt damit von knapp einer auf 1,2 Millionen Wagen.

Zur Zeit hätte Volkswagen keine Probleme, so viele Golf-Wagen zu verkaufen. VW kann die Nachfrage im vereinten Deutschland nur mit Mühe befriedigen. Ob dies auch noch so sein wird, wenn in Mosel die Produktion beginnt, wagt kaum jemand vorauszusagen.

Sollte die Autokonjunktur sich europaweit abkühlen, bekommt VW ein gewaltiges Problem. Der Golf wird nicht in ausreichender Zahl auf anderen Märkten – etwa in den USA – verkauft werden können, um die Einbußen in Europa wettzumachen.

Das neue Modell dürfte ebenso wie der alte Golf den Geschmack der Amerikaner kaum treffen. Das Auto ist vielen zu europäisch.

„Uns bleibt gar keine Wahl“, sagt ein VW-Manager, „der Golf muß ein Erfolg werden.“

———— Affären ————

Wertloses Gutachten

Die Harpener AG, ehemals eine solide Firma, wurde systematisch ausgeplündert. Aufsichtsräte spielten eine klägliche Rolle.

Wenn der Bankier Heinz Sippel einen neuen Job antritt, hat er es mit der Justiz zu tun. „Überall, wo ich war“, erinnert sich Sippel, „da war auch der Staatsanwalt.“

Auch in seinem derzeitigen Amt – er ist seit Juli Vorstandsvorsitzender der Dortmunder Harpener AG – ergeht es ihm wie früher etwa bei der Hessischen Landesbank oder der Neuen Heimat. Diesmal ermitteln Bochumer Wirtschafts-Staatsanwälte.

Der im Juni gefeuerte Vorstand der Harpener hat in gut einjähriger Arbeit 450 Millionen Mark Firmengelder abgezweigt und in oft dubiose Unternehmen gesteckt. Dabei gingen, zwischen Bern und den Cayman Islands, 250 Millionen verloren.

Keine Dilettanten haben das Geld in den Sand gesetzt, sondern Räuber waren am Werk. Sippel kennt „kein Unternehmen in Deutschland, das so ausgeplündert wurde wie die Harpener“.

Das Vorstands-Trio, so glauben die Staatsanwälte, hat – etwas außerhalb des Aktiengesetzes – allzu beflissen die

Wünsche des schweizerischen Großaktionärs Werner Kurt Rey erfüllt. Die Millionen aus Dortmund versickerten in dem weitverzweigten Firmenimperium des Zürcher Finanz-Jongleurs. Der Vorstand einer Aktiengesellschaft aber hat dafür zu sorgen, daß es seinem Unternehmen gutgeht und nicht anderen Firmen des Mehrheitsaktionärs.

Der frühere Harpener-Chef Fritz Hauff sowie seine Vorstandskollegen Markus Herzig und Jürgen Schippkühler hielten sich nicht so eng an die Vorschriften. Nach einem Befund der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Arthur Andersen haben sie – grob fahrlässig oder vorsätzlich – ihr Unternehmen geschädigt. Im Wirtschaftsprüfer-Deutsch: Sie haben „nicht die ihnen obliegende Sorgfalt eines ordentlichen und gewissenhaften Geschäftsleiters walten lassen“.

Erstaunlich milde aber beurteilt Arthur Andersen in seinem Sondergutachten den Aufsichtsrat, unter dessen Augen die Firma ausgeplündert wurde. Nur dem Aufsichtsratsvorsitzenden Rey und dessen Adlatus René Giulianelli, einem Generaldirektor der Rey-Holding Omni, werfen die Prüfer Pflichtverletzungen vor.

Im Harpener-Aufsichtsrat saß und sitzt immer noch beispielsweise Fritz Köhli, Generaldirektor des

Schweizerischen Bankvereins, Berater und Geldgeber von Werner Rey. Wer ihn eigentlich in den Aufsichtsrat geholt hat, weiß Köhli nicht mehr so recht – Reys Interessen, beteuert er heute, habe er in Dortmund nicht vertreten.

Bankier Köhli hat im Aufsichtsrat nichts gemerkt und nichts gewußt – ebenso wie Brun-Hagen Hennerkes, ein Stuttgarter Wirtschaftsanwalt und Berater Reys.

Mit dem gestrauchelten Finanzakrobat habe er kaum etwas zu tun gehabt, versichert Hennerkes: Seine Tätigkeit für Rey habe im letzten Jahr nicht einmal ein Prozent seiner Honorare ausgemacht. Im März avancierte Hennerkes, nach dem Abgang seines

zent-Anteil an der Harpener erworben. Das Unternehmen, hervorgegangen aus einer Bergwerksgesellschaft, war kerngesund, hatte einen stattlichen Immobilienbesitz und wertvolle Beteiligungen an Energie-, Speditions-, Schifffahrts- und Chemiefirmen.

Zunächst mischte sich Rey nicht in die Harpener-Geschäfte ein, stockte aber seinen Aktienbesitz bis auf 90 Prozent auf. Ende 1989 begann er, das Unternehmen zu einer Drehscheibe für seine Finanz-Transaktionen auszubauen.

Aufsichtsratsmitglieder, die ihn dabei hätten behindern können, wurde er leicht los: Er verkleinerte das Gremium auf neun Mann. So verschwanden etwa Eckart van Hooven, damals Vorstands-

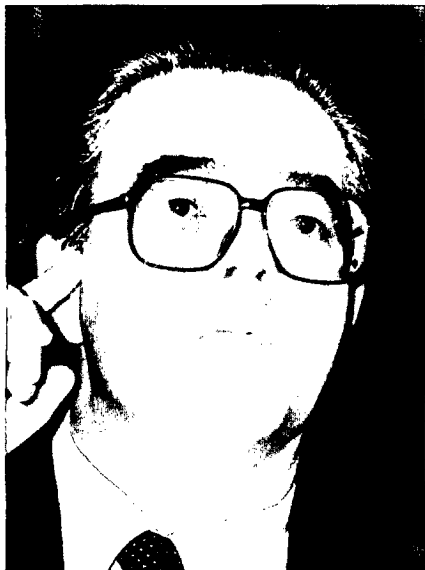
mitglied der Deutschen Bank, oder Peter Reimpell vom Vorstand der Bayerischen Vereinsbank.

Vorstandsmitglieder schieden aus und wurden durch seine beiden schweizerischen Gefolgsleute Hauff und Herzig ersetzt. Vom alten Vorstand durfte nur Schippkühler bleiben – ein promovierter Ingenieur, der zu allem brav nickte, was Hauff und Herzig trieben.

Mit geliehenem Geld expandierte Rey immer weiter. Als er in finanzielle Schwierigkeiten kam, half ihm ein willfähriger Harpener-Vorstand, unbehelligt von den neuen Herren im Aufsichtsrat. Allein bei Grundstücksge-



Gefeuerte Vorstände Herzig, Hauff, Schippkühler: Willfähige Helfer



Finanzjongleur Rey
Gesundes Unternehmen ausgeplündert

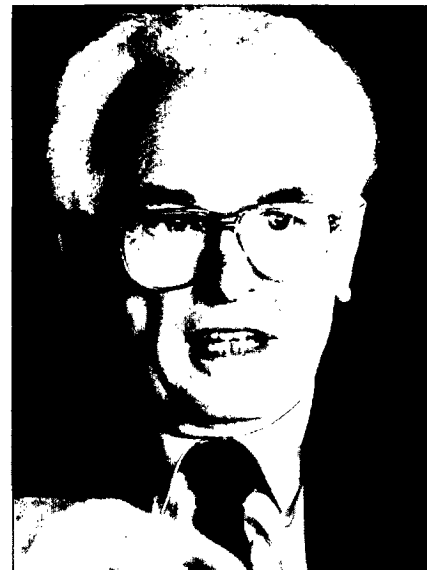
Mandanten Rey, zum Aufsichtsratsvorsitzenden der Harpener.

Zumindest der erfahrene Bankier Köhli und der gewiefte Wirtschaftsjurist Hennerkes, Honorarprofessor für Unternehmens- und Steuerrecht, hätten merken müssen, daß der Vorstand Firmengelder verschob. Sie hätten nur ihren Job ein wenig ernster nehmen müssen.

Fast alle Geschäfte, die der Harpener-Vorstand abschloß, wurden mit Rey, mit dessen Holding Omni oder mit Omni-Firmen gemacht. Harpener gab Rey persönliche Kredite, kaufte ihrem Großaktionär Grundstücke und Firmen ab.

Rey, der sich sein Imperium auf Pump zusammengekauft hatte, konnte immer Geld gebrauchen. Da war die Harpener AG die richtige Quelle.

Der Schweizer hatte 1987 von dem deutsch-kanadischen Spekulant Karsten Bodo von Wersebe einen 51-Pro-



Harpener-Chef Sippel
„Fußangeln im Gutachten“



Harpener-Kontrollleur Hennerkes
Nichts gemerkt, nichts gewußt

schäften mit Rey-Firmen büßte das Dortmunder Unternehmen rund 50 Millionen Mark ein.

Wie solche Deals abliefen, belegt beispielhaft der Kauf eines prächtigen Gebäudes in der feinen Londoner Grosvenor Street. Eigens zu diesem Zweck wurde die Harpener UK Ltd. in London mit einem Kapital von 5 Millionen Pfund, umgerechnet rund 14 Millionen Mark, gegründet – und das ganze Geld ging weg für Kauf und Renovierung des Hauses.

Verkäufer war, im März vergangenen Jahres, die Parc Securities Ltd., die zu 49 Prozent Reys Omni gehörte. Genutzt wurde das Gebäude, zu einer günstigen Miete, von der Parc Securities, von der Rey-Firma OmniCorp Advisory Services Ltd. und von Werner Rey persönlich.

Auf Kosten der Harpener legte sich Rey ein gediegenes Londoner Refugium zu, respektvoll „Mr. Rey's area“ genannt. Für die Renovierung von Mr. Reys Reich gingen 2,5 Millionen Mark drauf.

Wie so viele andere Geschäfte machte das Haus in der Grosvenor Street für die Harpener keinen Sinn. Im Aufsichtsrat wurde eben alles gebilligt, was Rey und sein Vorstand machten. Nur die drei Arbeitnehmervertreter legten sich quer.

Doch die drei Opponenten wurden regelmäßig überstimmt – von den Herren mit dem ökonomischen Sachverstand, von Matthias Jermann etwa, dem Generaldirektor der schweizerischen Adia, von dem Bankier Köhli und dem Wirtschaftsanwalt Hennerkes.

So waren denn auch der Schiffsinspektor Günter Bodin, der Wiegemeister Hans Matheis und der kaufmänni-

sche Angestellte Norbert Becker – als Arbeitnehmervertreter – die einzigen, die das schlimmste Geschäft der Harpener ablehnten: den Erwerb einer 49-Prozent-Beteiligung an dem britischen Touristik-Unternehmen Hudson Place/ILG für 266 Millionen Mark. Die Firma gehörte natürlich Rey.

Die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Coopers & Lybrand Deloitte fertigte zu dem geplanten Kauf ein Gutachten über die „Angemessenheit der Transaktion“ an. Für ein gutes Honorar lieferte sie genau das ab, was der Auftraggeber Rey lesen wollte.

Der Coopers-Bericht, so monierten später die Kollegen von Arthur Andersen, enthalte eine „objektiv nicht sachgerechte Wertung“. Allerdings distanzieren sich die Coopers-Prüfer mit „raffinierten Formulierungen“ (Sippel) von ihrer Beurteilung.

Das Gutachten war wertlos, merkte der Harpener-Prokurist Christian Jürgens und warnte seinen Vorstand: Der Bericht sei nur „eine Bestätigung von Coopers, daß der Verkäufer glaubt, daß die Transaktion angemessen ist“.

Ungerührt verteilte der Vorstand den Coopers-Bericht im Aufsichtsrat. Das Kontrollgremium, meint Sippel, „hat die Fußangeln in dem Gutachten nicht erkannt“. Nur der Schiffsinspektor, der Wiegemeister und der kaufmännische Angestellte sahen die Tücken: Die Arbeitnehmervertreter sperrten sich gegen den Erwerb von Hudson Place/ILG.

Kurz vor Weihnachten vergangenen Jahres kaufte Harpener Reys angeschlagene Touristikfirma und überwies eine Anzahlung von 131,2 Millionen Mark nach London. Zwei Monate später war Hudson Place/ILG pleite. Nur wenige Tage danach, Anfang März, krachte

Reys Imperium zusammen. Der Harpener-Großaktionär, der seine Aktien längst den Banken verpfändet hatte, ließ sich hinfort nicht mehr in Dortmund blicken.

Rey-Berater Hennerkes wurde im März Aufsichtsratschef. Erst drei Monate später warf er den Vorstand aus dem Unternehmen und holte Sippel, den erfahrenen Sanierer und stocksoliden Banker.

Auf der Hauptversammlung am Donnerstag dieser Woche kann Hennerkes auf fünf Schuldige an dem Harpener-Debakel verweisen: auf Rey und Giulianelli, Hauff, Herzig und Sippel, den erfahrenen Sanierer und stocksoliden Banker.

Die Bochumer Staatsanwälte ermitteln auch gegen den Aufsichtsratsvorsitzenden und dessen Kollegen. Ihr Vorwurf: Pflichtverletzung und Verdacht auf Untreue.

— Treuhand —

Erschreckend niedrig

Die Treuhand schafft ihr Plansoll nicht. Die tatsächlichen Zahlen werden unter Verschluss gehalten.

Finanzminister Theo Waigel hatte endlich wieder einmal Grund zur Freude. Der „Wirtschaftsplan für das Jahr 1991“, den der Treuhand-Vorstand ihm Ende Juni vorlegte, sei doch, so Waigel, eine „günstige Prognose“.

Günstig waren die Zahlenreihen schon, nur wirklichkeitsnah waren sie



Treuhand-Präsidentin Breuel: Zahlensalat in der Zwischenbilanz